

Der Gaukönig am Rheinflall

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1905-1906)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verknüpft. Dieser Nachteil läßt sich wesentlich dadurch abschwächen, daß man nicht nach dem gewöhnlichen Morsealphabet sondern nach einem vereinbarten Code telegraphiert, wie es z. B. im russisch-japanischen Kriege geschah, wo die deutschen „Telefunken“-Apparate eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Nachdem ich Ihnen nunmehr die der drahtlosen Telegraphie zu Grunde liegenden Prinzipien auseinandergesetzt und demonstriert habe, will ich Ihnen jetzt auch noch technische Ausführungen von Apparaten und Maschinen sowie einige Stationen im Bilde vorzuführen. (Es wurden nun eine größere Anzahl Projektionen vorgeführt, welche ein Bild gaben von der technischen Vollkommenheit der modernen Apparatur und der Stationseinrichtungen, sowie hinwiesen auf die verschiedenen Anwendungsgebiete im Botendienst, bei der Schifffahrt, bei Heer und Marine. Diese Bilder und der erläuternde Text können hier nicht sämtlich wiedergegeben werden. Nur einige wenige Photographien sollen hier als Illustration dienen.)

Ich bin am Schluß und hoffe Ihnen eine annähernde Vorstellung gegeben zu haben, wie die Reime, welche durch die Taten von Geistesheroen gepflanzt wurden, Blüte und Frucht getrieben haben. Heutzutage spielt auf vielen praktischen Gebieten die Wissenschaft eine führende Rolle, aber auf keinem anderen Gebiete war ein so geschlossenes Vorgehen von Wissenschaft und Technik erforderlich wie auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie. Auf diese Weise hat sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens Enormes geleistet. Unermüdlche und opferfreudige Arbeit ist auf beiden Seiten erforderlich gewesen; aber die Schaffenden fühlen sich belohnt, wenn ihr Mühen wie hier nicht vergebens gewesen ist.

Die Arbeiten auf den Ostseeversuchstationen von Prof. Braun-Siemens und Halske, sowie die moderne Entwicklung der Apparatur habe ich publiziert in 2 Büchern: „Die drahtlose Telegraphie auf Grund eigener praktischer Erfahrungen.“ (1904. Veit & Co., Leipzig.)

„Wireless Telegraphy.“ (1906. Griffin & Co., Ed., Publishers London.)

Der Gaukönig am Rheinfluss.

Ein Geschichtlein von Meinrad Lienert, Einsiedeln.

Es war einmal ein alter König. Der saß alltag auf seiner hohen Burg am Bogenfenster, und wenn er nicht gerade regierte, sah er hinab auf den Rhein, an dem eine Fähre lag. Unterhalb der Fähre aber donnerte der Fluß, mit einemale stäubend und Silbernebel aufwerfend, über die Felsen hinunter in die greuliche, an tückischen Nixen und andern unseligen Wesen und Ungeheuern bewohnte Tiefe.

Stundenlang konnte der König zusehen, wie des Fährmanns schönes Töchterlein fremde Wanderer über den Strom ruderte oder mit seinem Vater

den Fischen Netze stellte. Da ward er allemal traurig, Tränen rannen in seinen weißen Bart und er dachte an sein einziges Kind, das sich vor Jahren im Wald verlaufen hatte und nicht mehr gefunden wurde. O, wär ich doch ein armer Fährmann und hätte mein Kind noch! seufzte er.

Eines Tages, als der alte Fischer krank lag, brachte sein schönes Töchterlein die Fische auf die Burg. Da ließ es der König vor sich kommen, sah es lange, lange an, seufzte schwer und fragte: „Schönes Mägdein, wie heißest du?“

„Heimtrudlein“, antwortete scheu des Fischers Tochter.

„Heimtrudlein?“ machte verwundert, wie aus einem schweren Traum erwachend, der König. „Gerade so hieß mein verlornes Kind. Was macht dein kranker Vater, der Fischer?“

„Der Fischer ist noch krank“, sagte leise das Mägdelein. Dann errötete es über und über und flüsterte: „Der Fischer ist nicht mein Vater, er ist mein Mann.“

Der alte König stand vor Erstaunen holzgrad vom Stuhl auf: „Dein Mann? Der alte eiskalte Fischer ist dein Mann?“

„Ja,“ machte blutrot und mit gesenktem Haupte dastehend, das Mägdelein „denn als er mich im Walde fand, hat er mich aufgezogen und zu seiner Frau genommen.“

Da öffnete der alte König weit seine Arme und mit zitternden Lippen rief er aus: „O, Heimtrudlein, Heimtrudlein, mein einziges Kind, komm an mein Herz, denn siehe ich bin dein Vater!“

Da sah ihn das Weiblein mit scheuen erschrockenen Augen an und dann ließ es sich vom alten König umhalsen und Herzen.

Als aber der Abend über den Rhein hindämmerte, sah das Heimtrudlein immer sehnsüchtiger und ängstlicher aus der Königshalle hinab zur Fähre tief unten am Strom, und alle Augenblicke sagte es: „Vater, nun will ich heimgehen zum kranken Fischer.“ Dann sah es der König allemal grimmig lächelnd an und sagte nichts.

Wie es aber Nacht geworden war, stand das Heimtrudlein mit einem Male auf und sagte: „Lebt wohl, Vater, nun muß ich zu meinem kranken Fährmann gehen.“

„Gilt dich nicht zu sehr“, sagte der König mit finstern Angesicht, „er kommt dir entgegen.“

Und wie er das sagte, öffnete sich die Pforte und im Eingang erschienen vier Männer. Die setzten eine Bahre nieder und darauf lag tot, mit einem Dolch im Herzen, der alte Fährmann am Rhein. Durch die Fenster aber kam eine grelle Röte, drunten am rauschenden Strome brannte des Fischers Hütte.

„Heimtrudlein“, sagte der König, „nun bist du nicht mehr eines frechen Knechtes Weib, nun bist du wieder einzig und allein mein liebes Töchterlein.“

Da warf sich das junge Weiblein über die Leiche und weinte bitterlich.

Dennoch ließ es sich willig wegführen, sagte kein Wörtlein mehr und bald lag die ganze Burg im tiefsten Schlaf und nur der Mond spielte mit den aufsteigenden Nebelgeistern des tosenden Rheinfalles.

Am andern Morgen früh, als es kaum zu tagen anfang, erwachte der König plötzlich; es war ihm, ein leises Singen komme vom Rhein herauf.

Bewundert trat er ans hohe Fenster. Da sah er mitten im Strome ein Schifflein treiben. Darin saß ein Mägdlein, das trug ein Kränzlein von Waldrosen auf den goldenen Locken und sang. In seinem Schoße aber lag das Haupt eines schlafenden Mannes.

Dem König ward ganz wunderbarlich. Wie er aber genauer hinsah, traf es ihn wie mit tausend Geierkrallen ins Herz: Drunten im Flusse trieb das Heimtrudlein, sein wiedergefundenes Kind, den toten Fährmann im Schoß.

Mit entsetzten Augen schaute er dem Schifflein nach. Es schwamm mitten im Strome und trieb unaufhaltsam dem donnernden, hochaufgichtenden Rheinfalle zu. Mit beiden Händen mußte er sich am Gesimse halten, um nicht umzufinken.

„Heimtrudlein, Heimtrudlein!“

Gellend, verzweifelt kam es aus seiner Brust. Aber das Heimtrudlein hörte ihn nicht, auch sein Singen war nicht mehr zu vernehmen, und mit einemmale schoß das ruderlose Schifflein pfeilgeschwind dahin, und der alte König brach zusammen.

Am späten Abend fanden des Königs Knechte unterhalb des Rheinfalles in den Weiden einen Kahn und daneben im Wasser schwammen ein paar blutrote Waldröslein.

Aus Natur und Wissenschaft.

Wie erzieht man nervengesunde Kinder? Es ist eine ebenso wunderbare wie notwendige Einrichtung in der Natur, daß die Tiere ihren Jungen überaus zärtliche Fürsorge widmen, daß sie eher selbst hungern, als jene Not leiden lassen, und in jeder Hinsicht sich für jene aufopfern. Nur so ist es möglich, daß immer wieder eine gesunde, widerstandsfähige Generation heranwächst, daß Art und Rasse sich erhalten. Und wie macht es das edelste Geschöpf, der Mensch? Leider gibt es Eltern, welche aus reiner Bequemlichkeit wie die berüchtigten Kuckucksmütter verfahren, d. h. ihrer Kinder Ernährung und Erziehung von Anfang an in fremde Hände legen. Ammen, Kinderfrauen, Gouvernanten, Erziehler, Hauslehrer und andere Pseudoeltern schalten und walten dann fast unumschränkt über das körperliche und geistige Wohl der kleinen und größeren Kinder, und nur selten nehmen sich die natürlichen Eltern die Zeit, jenen den so notwendigen, belebenden Sonnenschein der Elternliebe zu gönnen. Bei solchen Eltern kommen eben die Kinder erst an zweiter Stelle, während die erste Stelle